

(Nachdruck verboten.)

71)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Von diesen düsteren Gedanken erfüllt, ging der Abbé Marle so stundenlang vor sich hin. Er verbarg seine Befürchtungen in tiefsten Seelengrunde, suchte sich selbst über ihre Trostlosigkeit zu täuschen. Vor den Leuten zeigte er sich stolz und beherzt und sprach geringschätzig von den Ereignissen des Tages, unter der Vorgabe, daß die Kirche Herrin der Ewigkeit sei. Aber wenn er mit dem Lehrer Hermeline zusammentraf, der angesichts der Erfolge der Lehrmethode auf der Créchérie aus dem Jorn nicht herauskam und nahe daran war, im Namen des Heils der Republik zur Reaktion überzugehen, dann zeigte er in den Diskussionen nicht mehr die Schneidigkeit wie einst und sagte resigniert, er lege alles in Gottes Hand. Denn Gott gestattete offenbar diese anarchistischen Saturnalien, um seine Feinde um so sicherer zu zerschmettern und siegreich über sie zu triumphieren. Doktor Novarre sagte scherzend, der Abbé verlasse Sodom am Vorabend des Regens von Pech und Schwefel. Sodom, das war das alte, verpestete Beauclair, das in seinem bürgerlichen Egoismus erstickende Beauclair, diese zur Zerstörung verdamnte Stadt, von der die Erde gereinigt werden mußte, wenn an ihrer Stelle die Stadt der Gesundheit und Fröhlichkeit, der Gerechtigkeit und des Friedens emporsprossen sollte. Alle Anzeichen wiesen auf den Zusammensturz hin, die Lohnflaven rüttelten wütend an ihren Ketten, die erschreckten Bürger wurden selbst Revolutionäre, die hastige Flucht der egoistischen Interessen führte den Siegern alle lebendigen Kräfte des Landes zu, das, was noch blieb, das Abgebrauchte, Unverwendbare, die nutzlosen Trümmer, die wurden dann vom Sturm weggefegt, und schon entstieg das neue, strahlende Beauclair den Ruinen. Wenn der Abbé Marle unter den Bäumen des Boulevards de Magnolles seine Schritte verlangsamte, das Brevier sinken ließ und mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinsah, erhob sich wohl diese Vision vor seinem Geiste und erfüllte sein Herz mit Bitterkeit.

Manchmal begegneten der Abbé Marle und der Präsident Gaume einander so auf ihren einsamen Spaziergängen. Sie sahen sich wohl nicht sogleich, beide so in ihre Gedanken vertieft, daß die Erscheinungen der Außenwelt ungefürt an ihnen vorüberzogen. Jeder wälzte in der Seele seine Entmutigung, seine Klage um die Welt, die im Verschwinden war, seinen Appell an die Welt, die neu erstand. Die kraftlose Religion wollte nicht sterben, die kommende Gerechtigkeit zögerte verzweifelt lange. Dann erhoben sie endlich den Kopf, erkannten einander und mußten wohl einige Worte miteinander wechseln.

„Ein trübes, unangenehmes Wetter, Herr Präsident; wir bekommen Regen.“

„Ich fürchte auch, Herr Abbé. Der Juni ist sehr kühl.“

„Ach ja, die Jahreszeiten sind ganz verwechselt. Nichts hat mehr Bestand.“

„Es ist wahr. Und dennoch geht das Leben seinen Gang, und die gute Sonne bringt vielleicht alles wieder in Ordnung.“

Dann setzten beide ihren einsamen Spaziergang fort, versanken wieder in ihr Sinnen, kämpften in ihren Seelen endlos den verzweifeltsten Kampf der Vergangenheit mit der Zukunft.

Aber am stärksten wurde in der Hölle das Erzittern des in Gärung begriffenen, durch die Neuordnung der Arbeit sich verwandelnden Beauclair gespürt. Bei jedem neuen Erfolg der Créchérie mußte Delaveau eine gesteigerte Tätigkeit, mehr Klugheit und Energie entwickeln; und natürlich gereichte alles, was das Gedeihen der Rivalin ausmachte, seiner Fabrik zum Schaden. So war die Auffindung reicher Erzadern in der früher verlassenen Mine ein schwerer Schlag für ihn gewesen, da der Preis des Rohmaterials dadurch außerordentlich herabgesetzt wurde. Er konnte in der Fabrikation von Kommerzeisen nicht mehr konkurrieren, und er wurde selbst auf seinem eigensten Gebiete, auf dem der Kanonen und Geschosse, stark erschüttert. Die Auf-

träge hatten sich vermindert, seitdem das Geld Frankreich hauptsächlich den Zwecken des Friedens und der Gemeinwohlfahrt zugewendet wurde, den Eisenbahnen, den Brücken, den Bauten aller Art, wo Eisen und Stahl triumphierten. Das schlimmste war, daß die Aufträge, in die sich einige Fabriken teilen mußten, nicht genühten, um diese voll zu beschäftigen, und daß sie daher darauf ausgingen, eine der Konkurrentinnen zu beseitigen, um für sich selbst mehr Raum zu schaffen. Und da die Hölle gegenwärtig die wenigst kräftige unter ihnen war, so arbeiteten die andern Werke erbarmungslos darauf hin, die Hölle zu erdrücken. Die Lage wurde für Delaveau um so schwieriger, als seine Arbeiter ihm nicht mehr treu blieben. Der Messerstoß Nagus hatte eine Art von Zerrüttung unter seine Kameraden verbreitet. Als dann Bourron, befehrt und klug geworden, sie verließ, um in die Créchérie zurückzukehren, und Jauchard mitnahm, war eine starke Bewegung entstanden und die meisten hatten sich gefragt, warum sie ihrem Beispiel nicht folgen sollten, da ihnen drüben so viele Vorteile winkten. Die Tatsachen waren nun in die Augen springend, die Arbeiter verdienten in der Créchérie doppelte Löhne bei nur achttündiger Arbeitszeit, ohne die andern Begünstigungen zu rechnen, deren sie sich erfreuten, die kleinen, heiteren Häuschen, die immer fröhlichen Schulen, die Unterhaltungen im Gemeinhaus, die Magazine, die ihnen die Lebensmittel um ein gutes Drittel billiger lieferten, überall Gesundheit, Freude und Behaglichkeit. Nichts wirkt so unmittelbar wie Zahlen. Die Arbeiter der Hölle verlangten eine Erhöhung ihrer Löhne, sie wollten auch so viel verdienen wie die von der Créchérie, und da es unmöglich war, ihrem Verlangen zu willfahren, gingen viele fort und wandten sich natürlicherweise dorthin, wo ihnen mehr geboten wurde. Was aber Delaveau vollends lahmlegte, das war das Fehlen eines Reservefonds; denn er gab sich nicht besiegt, er hätte sich lange halten können, er hätte sogar schließlich gesiegt, wie er überzeugt war, wenn er einige hunderttausend Franken in der Kasse gehabt hätte, mit deren Hilfe er diese Krise, die er nur als eine vorübergehende betrachten wollte, hätte überstehen können. Aber wie den Kampf mit Nachdruck führen, wie in der bösen Zeit alle Erfordernisse decken, wenn es an Geld fehlte? Die Anleihen, die er schon aufgenommen hatte, legten ihm oben drein eine schreckliche Zinsenlast auf, die ihn erdrückte. Aber er kämpfte heldenhaft weiter, mit dem Einsatz aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte, mit dem Einsatz seines Lebens, in der Hoffnung, doch noch die zerbröckelnde Vergangenheit, die Autorität, die Lohnflaverei, die bürgerliche und die kapitalistische Gesellschaft retten zu können, die er verteidigte, und gedrängt von seinem Ehrgefühl, welches von ihm forderte, daß er für das ihm anvertraute Kapital den versprochenen Ertrag zu stande bringe.

Ja, Delaveau litt eigentlich am meisten darunter, daß er Boisgelin nicht mehr die Gewinne auszahlen konnte, zu denen er sich verpflichtet hatte, und sein Mißerfolg kam ihm grausam zum Bewußtsein an den Tagen, wo er jenem eine geforderte Summe verweigern mußte. Obgleich die letzte Bilanz eine höchst traurige war, wollte Boisgelin in nichts die Lebensführung auf der Guerdache einschränken, aufgereizt von Fernande, die ihren Mann ein Zugtier nannte, das man aufs Blut stacheln müsse, um es zur vollen Arbeitsleistung anzutreiben. Seit der schrecklichen Vergewältigung Nagus, deren Erinnerung im tiefsten Innern ihres Wesens saß, war sie tollbegierig nach Genüssen geworden; nie noch hatte sie sich darin so heißhungerig, so unersättlich gezeigt. Man fand sie verjüngt und schöner geworden, mit einem verzehrenden Glanz in den Augen, wie von der Gier nach etwas Unmöglichem, nie Erreichbarem. Sie erschien den Freunden des Hauses sehr seltsam, und der Unterpräfekt Châtelard sagte im Vertrauen zum Bürgermeister Gourier, daß diese kleine Frau sicherlich eines Tages etwas sehr Böses anstellen werde, worunter sie alle würden zu leiden haben. Bis jetzt hatte sie sich damit begnügt, ihr Haus zur Hölle zu gestalten, indem sie Boisgelin mit unaufhörlichen Geldforderungen auf ihren Mann hegte. Delaveau wurde dadurch so zur Verzweiflung gebracht, daß er sich nachts schlaflos im Bette wälzte und laut aufstöhnte. Sie selbst stachelte ihn durch boshafte Bemerkungen und drehte den Dold in der

Bunde um. Er aber vergötterte sie nach wie vor, er sah in dieser herrlich schönen, bezaubernden Frau sein Idol, an das er keinen Vorwurf, keine Kritik herankommen ließ.

Der November kam mit vorzeitiger strenger Kälte. Die Fälligkeiten in diesem Monat waren so groß, daß Delabeau die Erde unter sich wanken fühlte. Das Geld, über das er verfügte, reichte für die Verbindlichkeiten nicht aus. Am Tage vor dem Fälligkeitwerden der Zahlungen schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein, um nachzudenken und Briefe zu schreiben, während Fernande sich nach der Guedache begab; wo sie zum Diner geladen war. Ohne daß sie es wusste, war er selbst heute morgen dort gewesen und hatte mit Boisgelin eine entscheidende Unterredung gehabt, in welcher er ihn, nach rücksichtsloser Enthüllung der verzweifeltsten Sachlage endlich dazu bewogen hatte, seine Ausgaben zu vermindern. Nun schritt er, nachdem seine Frau fortgegangen war, in Gedanken versunken in seinem Arbeitszimmer auf und ab und schürte von Zeit zu Zeit mechanisch das Coalsfeuer in dem kleinen eisernen Ofen, der vor dem Kamin stand. Die einzige mögliche Rettung lag darin, daß er trachten mußte, Zeit zu gewinnen, indem er von den Gläubigern, die das Schließen des Werkes nicht wünschen konnten, eine Stundung ihrer Forderungen verlangte. Aber er beeilte sich nicht damit, die entsprechenden Briefe zu schreiben, er verschob es bis nach dem Essen. In tiefes Sinnen verloren, ging er vor einem Fenster zum andern, verteilte immer wieder vor dem, durch welches er das große Terrain der Crècherie übersah, bis zu dem fernen Park, bis zu dem Häuschen, das Lucas bewohnte. Die Sonne ging an einem kristallklaren Winterhimmel unter, und von dem purpurnen Hintergrunde des Horizonts hoben sich die blaugoldenen Linien der jungen Stadt mit außerordentlicher Reinheit ab. Nie hatte er sie so klar, so scharf umrissen vor sich liegen sehen, er hätte die kleinen absteigenden Zweige der Bäume zählen können, er unterschied jede Einzelheit der Häuschen, er sah deutlich den bunten Zahencorbeer, der ihnen ein so fröhliches Aussehen ließ. Eine kurze Weile machten die Strahlen des tiefstehenden Gestirns die Fenster erbleichen und erglühen, gleich Hunderten von Freudenfeuern. Es war ein triumphierendes Gedächtnis, eine Apotheose. Und er stand unbeweglich zwischen den Vorhängen, das Gesicht an die Scheiben gedrückt, und blickte auf diesen flammenden Triumph.

So wie Lucas von drüben, vom andern Rande des Terrains, häufig auf seine Stadt sah, wie sie vordrang, sich ausbreitete, sich ansahnte, die Hölle zu überschwemmen, so sah auch Delabeau von seiner Seite auf sie hin, wie sie drohend und unauffaltig gegen ihn heranrückte. Wie oft in den letzten Jahren hatte er selbstvergessen an diesem Fenster gestanden, die Augen auf die beunruhigende Aussicht geheftet, und jedesmal hatte er die Flut der Häuser steigen und gegen die Hölle heranschwellen gesehen. Sie war ganz weit drüben entstanden, am jenseitigen Rande des großen unkultivierten Terrains. Erst war ein Haus erschienen, gleich einer kleinen Welle, dann wieder eins, dann wieder eins; die Linie der weißen Fassaden hatte sich verlängert, die Wellen hatten sich immerzu vermehrt, sich gegenseitig vorwärts gedrängt und im Lauf beschleunigt; und nun hatten sie den ganzen Zwischenraum bedeckt, sie waren nur noch einige hundert Meter entfernt, sie bildeten ein Meer von unberechenbarer Macht, das alles wegzureißen drohte, was sich ihm entgegenstellte. Es war das unwiderstehliche Vordringen der Zukunft, die Vergangenheit war im Begriffe zusammenzusinken, die Hölle und Beauclair selbst mußten der jungen, siegreichen Stadt Platz machen. Delabeau konnte ihr Herannahen beobachten und sah erschauernd den Tag vorans, wo die Gefahr tödlich werden würde. Einen Augenblick hatte er gehofft, daß ihrem Wachstum Einhalt gethan sei, um die Zeit, als die Crècherie eine so schwere Krisis durchmachte; aber gar bald hatte die Stadt sich aufs neue in Bewegung gesetzt, und mit einer solchen Cavalkade, daß die alten Mauern der Hölle davon erzitterten. Gleichwohl ließ er die Rutlosigkeit seiner nicht Herr werden, er stemmte sich gegen die Thatfachen, er hoffte, daß seine Energie den Wall bilden werde, an welchem sich die feindliche Flut brach. Aber an diesem Abend ergriffen ihn Befürchtungen, die seine Seele schlaff machten, und etwas wie Neue überjählich ihn. Hatte er damals nicht unrecht gethan, Donnaire zehen zu lassen? Er erinnerte sich der prophetischen Worte dieses schlichten, seelenstarken Mannes zur Zeit des Streits; und wenige Wochen später hatte Donnaire als tüchtiger Arbeiter an der Gründung der Crècherie mitgewirkt. Seit der

Zeit war das Werk stetig zurückgegangen, Nagu hatte es mit einem Nord befecht, Bourron, Fauchard und andre verließen es, wie einen verwünschten, dem Untergang geweihten Ort. Dort drüben flammte die neue Stadt noch immer in der untergehenden Sonne, und ihn überkam plötzlich ein starker Zorn, der ihn sich selbst und allen Grundstücken seines Lebens wiedergab. Nein und nein! Er hatte recht gehabt, die Wahrheit lag in der Vergangenheit, die Menschen waren zu nichts nütze, wenn man sie nicht unter das Joch der Autorität beugte, das Lohnverhältnis war die einzig mögliche feste Grundlage der Arbeit, und wenn man diese verließ, so machte das zur Katastrophe, zur Anarchie führen. (Fortsetzung folgt.)

Die norwegische Heringsfischerei.

In den ältern Zeiten bildete der Fischereibetrieb den wichtigsten Erwerbszweig Norwegens und diejenigen Gebiete, die für diesen Betrieb besonders günstig lagen, waren die mächtigsten und wohlhabendsten des Landes. Inzwischen sind auch andre Nahrungs-zweige zu hoher Entwicklung gelangt, aber immer noch stellt die Fischerei einen der Hauptbetriebe in Norwegen dar, wie dies auch bei der ungeheuren Ausdehnung der Küste nicht anders sein kann. Einst zogen seine Bewohner, durch Thätendrang oder andre Umstände veranlaßt, aufs Meer hinaus, in ihren offenen Langschiffen zuerst die benachbarten Länder besuchend, bis sie den Weg nach Island, ja — ums Jahr 1000 — selbst nach Amerika fanden. Genie finden wir die Norweger als friedliche Seelente in allen Zonen der Welt, als Fangleute in den arktischen Gebieten oder als Fischer an den heimischen Küsten, um hier dem Meere seinen Reichtum abzurufen. Welche Bedeutung dieser Fischereibetrieb hat, fällt sogleich in die Augen, wenn man hört, daß die norwegische Seefischerei seit über 20 Jahren im Durchschnitt alljährlich einen Ertrag von 25 Millionen Mark liefert, und zwar nach den an den Fangstätten den Fischern bezahlten Preisen berechnet, denn der Ausfuhrwert beträgt jährlich 51 Millionen Mark, so daß sich also der Wert der Ware durch die Verarbeitung und den Handel ungefähr verdoppelt. Einen der wichtigsten Betriebe der norwegischen Seefischerei bildet der Heringsfang. Er ist nächst dem schwedischen der größte in Europa, und die Ausfuhr hatte im Durchschnitt der letzten 20 Jahre einen Wert von 13½ Millionen Mark, sie betrug somit über 26 Prozent des Gesamtausfuhrwertes der Fischereiprodukte. Angesichts des Umstands, daß Deutschland der beste Kunde der norwegischen Heringsfischerei ist und für deren gesalzene Ware jährlich im Durchschnitt 6 Millionen Mark ausgiebt, dürften einige Angaben über diesen an und für sich schon sehr interessanten und von der deutschen Fischerei gänzlich abweichenden Betrieb am Platze sein. Im Gegensatz zu den übrigen Heringsfischereien, namentlich der holländischen und deutschen in der Nordsee, wo es sich um Hochseefischerei handelt, bildet der norwegische Heringsfang eine Küstenseefischerei. Es ist dies eine natürliche Folge des Umstands, daß der bei der norwegischen Küste lebende Hering zu gewissen Perioden, und zwar in ungeheuren Schwärmen, dicht an die Küste und bis in die innersten Winkel der Fjorde kommt, so daß die Fischer nicht nötig haben, zu dem kostspieligen Hochseefischereibetrieb überzugehen, da selbst noch die einfachste Art der Strandfischerei eine reiche Ausbeute liefert — sofern es nicht etwa dem Hering einfallt, der Küste fernzubleiben oder an einer andern Stelle als man ihn vermutet, aufzutauhen. Eine merkwürdige Erscheinung dieser norwegischen und übrigens auch der schwedischen Heringschwärme ist nämlich die außerordentlich große Veränderlichkeit ihres Erscheinens. Es kann vorkommen, daß die Heringschwärme ausbleiben, und wenn man dann und wann in den Zeitungen von einem Fehlschlagen des Heringsfangs liest, so bildet immer das Fernbleiben dieser Heringschwärme die Ursache. Natürlich bedeutet ein solches Vorkommnis für die Tausende von Fischern, die dem Heringsfang obliegen, einen harten Schlag, und es ist daher begreiflich, daß in neuerer Zeit norwegische und danach schwedische und deutsche Forscher über den Grund dieser Schwankungen oder, wie man sagt, über die Heringsperioden Licht zu verbreiten gesucht haben. So weit sich bis jetzt ersehen läßt, spielen die jeweiligen Wasserhältnisse an der Küste hierbei eine wichtige Rolle, indem der Hering in Zeiten, wo das Wasser hinsichtlich der Temperatur usw. nicht die erforderlichen Bedingungen für die laichenden Tiere besitzt, entweder einige Meilen weiter draußen im Meer bleibt oder aber andere Stellen der Küste aufsucht. Stets jedoch bleibt der Hering in der Flachsee in der Nähe der Küste, und die Theorie, daß die norwegischen Heringschwärme beispielsweise nach Schottland wandern und die dortigen Schwärme verstärken könnten, kann wohl als abgethan betrachtet werden. Nach diesen kurzen Andeutungen über die Veränderlichkeit der Heringschwärme und ihre Ursachen wird man es aber nicht mehr so ungenehmer wunderbar finden, daß der norwegische Heringsfang so großen Schwankungen ausgesetzt ist. Bei dem Hochseebetrieb, wie er beispielsweise auf der Nordsee von unsren deutschen Fischern ausgeübt wird, kennt man eine solche Veränderlichkeit wie beim norwegischen Heringsfang nicht, und die Fischer Norwegens brauchen nur zum Hochseebetrieb überzugehen, um solchen Wechselfällen, unter denen sie mitunter zu leiden haben, aus dem Wege zu gehen. Zu dieser Einsicht ist

man natürlich auch schon in Norwegen selbst gekommen, aber man kann nicht erwarten, daß die Fischer nun plötzlich zu einem neuen Verfahren übergehen, um so mehr, da die Küsteneverhältnisse Norwegens an und für sich die denkbar günstigsten für den Fischereibetrieb sind. Aber wenigstens insofern sucht man sich gegen die Launen des Küstengewässers zu sichern, daß man die Telegraphie in den Dienst der Heringsfischerei gestellt hat. Die Amtmänner und Wögte der hier in Betracht kommenden Küstengebiete senden nämlich ein oder mehrere Male in der Woche an gewisse Centralstellen telegraphische Mitteilungen über das Erscheinen der Heringschwärme, über den Umfang des erfolgten Fangs usw. und an diesen Centralstellen sammeln sich Hunderte von Fischerfahrzeugen, schwimmenden Salzerien und dergleichen an, um beim Eintreffen einer günstigen Nachricht schleunigst nach den Gebieten auszubrechen, wo Heringschwärme in Sicht gekommen sind.

Die norwegische Heringsfischerei wird entweder mit dem Garn oder mit dem Spernetz ausgeführt. Ersteres ist ein sogenanntes Kiemennetz, in dessen Maschen sich die Heringe fangen; letzteres dagegen dient dazu, große Schwärme Heringe zu umschließen und an Land zu ziehen, und dieses Spernetz bildet das für die norwegische Heringsfischerei am meisten charakteristische Gerät. Da zur Handhabung eines solchen Netzes, das etwa 250 Meter lang und in der Mitte 38 Meter tief ist, zahlreiche Hände gehören, schließen sich eine Anzahl Fischer, gewöhnlich 14 bis 18 Mann, zusammen und bilden folcherart eine Spernetz-Genossenschaft, die den Heringschwärmen von einem Ort zum andern folgt und auf gemeinsame Rechnung den Fang betreibt. Zu der großen Ausstattung einer solchen Genossenschaft gehört u. a. auch ein Logis-Segelboot von etwa 300 Tonnen, das den Venten monatelang zum Ankerhalt dient Als weiterer Bestandteil der Heringsfischerei ist noch der Salzdampfer zu nennen, der die Aufgabe hat, die Fischerflotte schnell an einen guten Fangplatz zu bringen. Gewöhnlich mieten mehrere Genossenschaften einen Dampfer für ihren Dienst. Auf dem Fangplatz pflegen springende Walffische und Dorsche sowie Seevögel die Stelle anzuzeigen, wo sich der Heringschwarm befindet, und es gilt dann, die Richtung des Schwarms zu ermitteln, denn von wesentlicher Bedeutung ist, daß er in die Nähe des Landes kommt, wo das Spernetz in dem flachen Wasser mit Erfolg gebraucht werden kann. Nur wird das mächtige Netz ausgeworfen und mit den Enden am Lande befestigt. Schwere Gewichte halten den untersten Rand am Boden fest, während Schwimmer von Holz oder Tonnen den oberen Rand zum Wasserpiegel hinaufziehen. Reicht der obere Rand noch nicht ganz hinauf, so daß die Heringe entweichen können, dann werfen die Fischer weißbemahte Bretter, die die Form von Raubfischen haben, unter lautem Geschrei ins Wasser, so daß die geängstigten Tiere flüchten. Oft ist aber der Heringschwarm so gewaltig, daß das Scheitern nichts nützt und die Tiere gegen das Netz drängen und es sprengen, besonders wenn Dorsche mit eingeschlossen wurden, die nun fortgesetzt unter den Heringen fürchterliche Musterzüge halten. Nach der vollständigen Enttöpfung folgt die Entleerung. Das große Netz mit dem Inhalt an Land zu ziehen, ist natürlich unmöglich; man setzt daher im Gehege ein zweites, kleineres Netz ein, mit dem man den Fang partiellweise ans Ufer schafft und in Boote schöpft. Erst hier bekommt der Zuschauer einen anschaulichen Begriff von dem ungeheuren Reichthum des Meeres, wenn Tausende und immer wieder Tausende der glitzernden und springenden Fische die Boote füllen. Mitunter ist der Heringschwarm von so kolossalem Umfang, daß sich mehrere Spernetz-Genossenschaften zusammenschließen müssen, um ihn zu bergen. Einer der größten Fänge wurde im Oktober 1880 bei Vesteraalen gemacht, wo man einen Schwarm von 30 000 Tonnen erbeutete, ein Fang, der den Fischern nicht weniger als 1/4 Million Mark einbrachte. Mit der Verwertung des Fanges geben sich die Fischer nicht ab, sondern sie verkaufen die Fische gleich an Ort und Stelle an die Großkaufleute, die ihre großen Frachtschiffe und Dampfer, mit Salz und leeren Tonnen versehen, nach den Fangplätzen schicken und hier die Vente unmittelbar aus den Booten übernehmen. Dann geht der Fisch in den verschiedensten Sortierungen ins Ausland. — (Luische Zeitung.)

Kleines Reuilleton.

pr. Stige. Die Sonne brennt heiß auf das graue Asphalt-pflaster. Wie unsichtbare Glut liegt's in der dicken staubigen Luft und drängt den Schweiß allen aus den Poren, die nicht in Lüften Klümmen ihrer Arbeit nachgehen oder der Ruhe pflegen können.

Auch in dem großen Café muß es anzuhalten sein. Der Fußsteig vor demselben wird kühnlich mit kaltem Wasser aus dem nahen Straßenbrunnen begossen; die Fenster, wie die Thür sind mit hohen schattigen Blattschirmen bedeckt und der hohe Mann hat eine gute, durch einen kleinen Springbrunnen noch verbesserte Ventilation. Die wenigen Gäste sitzen trotzdem ziemlich apathisch und löscheln mit einiger Anstrengung das süße Eis.

Der Auditor von nebenan tritt aus seiner Thür, trocknet sich mit einem riesigen Taschentuch das fettglänzende Gesicht und sieht nach dem großen Thermometer des benachbarten Opilers. Es zeigt dreißig Grad im Schatten.

Der Wirt beiläufig wieder hineinzukommen und seinen Gästen die zahlenmäßige Feststellung der heißen Plage mitzuteilen. Alles ächzt, schimpft und greift wie auf Kommando zu den Gläsern. Schäumelnd läßt der Auditor die geleerten wieder.

Auf dem Asphalt klappert ein wackiger Handwagen daher, von einem alten, zottigen Hunde gezogen. Nebenher schleicht mehr als es geht ein altes Paar: Mann und Frau. Der Hund bringt das kleine, mit allerlei Scherben und verrostetem Eisenram beladene Gefährt nicht recht vorwärts. Ihm baumelt die Zunge aus dem weit aufgesperrten Rachen. Sein magerer, abgehungerter Körper zittert bei jedem Atemzuge. Am Straßenbrunnen bleibt er stehen und schlürft gierig das warme, schmutzige Wasser, das sich im Bassin gesammelt hat. Der Mann pumpt mühsam frisches hinzu und trinkt selber aus hoher Hand.

Die Frau, aufs äußerste ermattet, ist auf den freistehenden Teil des hinteren Wagenbodens gesunken und jammert: „Fräje, ich kann nicht mehr — nee, es geht wahrhaftig nicht mehr!“

Friz geht langsam zu ihr. Das Haar hängt ihm in nassen Strähnen in's Gesicht; auch er lechzt.

„Wat is Dir'n, Mutter?“

„Ich kann nicht mehr weiter,“ ächzt sie.

„Nimm Dir man zusammen. Noch 'ne Meene halbe Stunde, dem haben wir's geschafft. 't wird schon jehu.“

„Nee, nee!“ Sie greift sich nach der Kehle.

Der Mann sucht auf dem Wagen nach einem Gefäß. Dann reicht er ihr in einem gereinigten Scherben einen Trunt Wasser.

Gierig leert es die Alte in einem Zuge. Dann sinkt sie wieder zusammen, sich stöhnend die Seiten haltend.

Friz sieht sich ratlos um. Nachdem er eine Weile mit sich gekämpft, greift er zögernd in die Tasche und geht zum Budiler hinein. Mit einer kleinen Flasche kommt er zurück.

Die Frau nimmt einen Schluck und richtet sich gewaltsam auf. „Hüh!“

Der Hund erhebt sich schwerfällig und zieht an.

Die Frau wankt hinterher.

Nur wenige Schritte kommen sie weiter; dann hält sie sich wieder zitternd am Wagen fest: „Nee, Friz; es geht bei'n besten Willen nich. Ich kann nicht mehr!“

„Mutter, Mutter, was machst bloß?“ Der Mann steht wieder ratlos bei ihr. Dann reicht er ihr die Flasche und setzt die Frau mit großer Anstrengung auf das Gefährt hinauf. So, um halt' Dir fest.“

Er spannt sich neben den Hund ein und ergreift die Deichsel: „Los, Karo!“ Mit großer Mühe kommt das Gefährt in Bewegung und wadelt davon.

In der Budile steht ein Gast am Fenster: „Nu fielt bloß mal die Fuhr!“

Im Café drüben hat eine junge Dame in lustiger heller Bluse den Vorgang beobachtet. Zu ihrer im Hautenit halb schlummern den Mama gewendet, sagt sie: „Fui! Sieh mir, ist das alte Weib betrunken!“ Und kopfschüttelnd, mit angewidelter Miene löffelt sie aus dem kleinen, goldgeränderten Porzellanbecher ihr Vanille-Eis. —

Muff.

Selbst fleißige Besucher unres alten Opernhauses werden zugestehen müssen, daß die jetzigen zwei Sommeropern in ihrem kurzen Dasein mehr Inhalt entfalten, als man sonst erst in langer Zeit zugeführt bekommt. Man ist leicht verneint, einem solchen Unternehmen draußen im Carl-Weiß-Theater wenig Bedeutung beizulegen, und auch Schreiber dieses ließ, obgleich er ausdrücklich auf die Wichtigkeit der Schramm-Zimmermann'schen Gesellschaft hingewiesen, die Hervorholung der Amber'schen Oper „Des Teufels-Anteil“ leider unberücksichtigt vorübergehen. Die Nachricht aber, es werde dort ein so anspruchsvolles Stück wie Meyerbeer's „Afrikanerin“ aufgeführt werden, lockte nun doch zu einer neuen Aufmerksamkeit. Es war dieser Besuch am vorgestrigen Mittwoch wahrlich nicht vergebens.

Allerdings ist die Zeit endgültig vorüber, da dieses Werk allüberall überwältigend imponierte, und die Schicksale Vasco de Gamas wie der beiden Sklaven Melusco und Selica gewissermaßen zum eisernen Bestand der Allgemeinbildung gehörten. Allein gerade uns, die wir es durch Richard Wagner leicht haben, darüber hinaus zu sein, mag es uns so interessanter erscheinen, einen solchen Rückblick zu thun. Was haben nicht der Komponist und sein literarischer Geschäftsgenosse Scribe für eine Virtuosität entwickelt, für nichts und wieder nichts die großartigsten Mittel zu entfalten und durch die ewigen dramatischen Aufregungen auf der Bühne sowie durch die sonstigen üppigen Veranstaltungen den Schein eines gigantischen Kunstwerks zu erzeugen, das democh durch und durch Kinstelerei ist! Der ganze Richard Wagner, und doch im wahren Sinne gerade sein Gegenteil! Kunstfremden brauchen wir nur das Eine Wort sagen: „Niesenschinken“, auf daß sie uns verstehen.

Wir haben auf keiner Opernbühne, soweit die Kenntnis des Schreibers dieser Zeilen und wohl auch Gleichgesinnter reicht, eine ganz würdige Weise der Wiedergabe. Innerhalb dieser Zustände macht es nun nichts Wesentliches aus, ob etwas mehr oder weniger undramatisch gespielt, unschön gesungen usw. wird. Selbst daß das kleine Orchester da draußen die Stimmen so reduzieren muß, als gelte es ein obskures Singpiel, nimmt man schließlich noch mit in den Kauf. Und die vorgelegte Aufführung war nach diesem Maßstab — nicht einmal nach dem geringeren einer Sommeroper — ein Triumph des guten Willens und zum großen Teil selbst eines guten Könnens. Es sind da beinahe lauter tüchtige Kräfte am Werk, zum Teil sogar mit recht hübschem Stimmmaterial, dem freilich in nicht wenigen Fällen einerseits eine vornehmere Aussprache, andererseits eine kunstvollere Tonbildung in der Höhe zu wünschen wäre. Der Tenor Desider

Matray, der gerade für Meyerbeers Vasco de Gama viel Glanz der hohen Töne nötig hätte, besitzt für diese fast keine andern Stimmittel als die des hinaufgeschraubten Mittelregisters, das bei ihm allerdings eine fast trompetenähnliche Gewalt hat. Auch der Bariton Clemens Schmiegel als Melico bedarf einer bedeutenden Erleichterung seiner Höhe, und die kühne Sopranistin Sophie Schickhardt mühte noch viele Töne zum festeren Sitzen bringen, ist aber sonst eine sympathische Sängerin. Ihre dramatische Gegnerin, Margarethe König, als Selica, war alles in allem trefflich, und noch manche Ungenannte seien auch nachträglich still applaudiert. — sz.

Erziehung und Unterricht.

k. Die Erziehung durch das Bild. Bei dem Interesse, das man auch bei uns neuerdings der Bedeutung des Bildes für die Erziehung der Schulkinder zuwendet, ist eine Reform sehr bemerkenswert, die der neue Direktor des Elementarunterrichts Bayet in Paris einführen will und die auf diesem Wege sehr energisch vorgeht. Bayet will das A b c - Buch völlig aus dem Unterricht der kleinen Kinder entfernen und durch ein Bilderbuch ersetzen. Die neuen Büchel sollen nur Zeichnungen enthalten, deren Entwurf den besten französischen Künstlern anvertraut werden wird. Der Unterrichtsminister Leggues ist, wie berichtet wird, für diese neue Idee sehr eingenommen und will einen Appell an die Maler und Zeichner erlassen, die Wände der Schulzimmer mit dekorativen Entwürfen zu schmücken. Der Direktor des Elementarunterrichts setzte das Ziel, das er verfolgt, in folgender Weise auseinander: „Das Kind findet in dem Augenblick, wo es in die Schule eintritt, also im Alter von etwa 6 Jahren, großes Vergnügen daran, Bilder zu betrachten und andererseits Darstellungen eines vertrauten Gegenstandes zu zeichnen, die freilich oft recht formlos bleiben. Allein wenn das Kind sich Bilder anzusehen liebt, so versteht es doch nicht, sie zu betrachten, es betrachtet sie schlecht; ein Kind, dem man ein Bilderbuch in die Hände giebt, blättert nur darin und hält sich fast niemals dabei auf, aufmerksam und eine gewisse Zeit lang ein bestimmtes Bild genau anzusehen. Auch die jungen Leute und selbst noch die Männer betrachten in derselben oberflächlichen Weise. Ich wünschte, daß der Lehrer und die Lehrerin, sobald das Kind in die Schule kommt, ihm begreiflich zu machen suchten, daß in dem Schulzimmer jeder Gegenstand einen bestimmten ihm zukommenden Platz hat; ich wünschte, daß der Lehrer bisweilen Unordnung in seine Klasse brächte, um seine Schüler darin zu üben, die Gegenstände an ihren Ort zu bringen. Das erste Schulbuch soll ein Bilderbuch sein, in dem es keine Buchstaben giebt, sondern in dem sehr einfache Geschichten in drei oder vier Szenen erzählt würden, so daß die Aufgabe des Kindes darin bestünde, diese Szenen in mündlicher Erzählung wiederzugeben, nachdem es sie betrachtet und genau angesehen hätte. Dieses Verfahren würde den doppelten Vorteil haben, die Kinder zu zwingen, Bilder zu analysieren und zu sprechen; es wäre dies die erste Übung in französischer Erzählung, und man weiß, wie schwer es in der Schule ist, die Kinder zur rechten Zeit zum Sprechen zu bringen. Ich glaube daher, daß es aus sehr vielen Gründen sehr nützlich sein würde, diese Bilderbücher zu haben, die die Lehrer zwingen würden, ihre Kinder zum Sprechen zu bringen, und die diese letzteren anregen würden, zu erzählen, was sie vor Augen haben. Es ist ferner nötig, daß unsre Schulen mit Bildern ausgestattet werden. Der Herr Unterrichtsminister hat sehr gut gesagt, was er mit der Ausschmückung der Schulen beabsichtigte. Es handelt sich nicht um die Reproduktion von Kunstwerken, die die Kinder weder verstehen noch würdigen können; es müssen Werke sein, die für sie gemacht und ihnen zugänglich sind. Die Werke von zeitgenössischen Künstlern, die die schönsten Gegenden unseres Landes oder die bedeutendsten Persönlichkeiten, die die Hingebung, den Mut, die Uneigennützigkeit verkörpern, darstellen, können ebenso gut für den künstlerischen wie für den moralischen Unterricht dienen.“ —

Meteorologisches.

en. Die Entstehung der blauen Himmelsfarbe, in deren Anblick wir uns so gewöhnt haben, daß wir kaum noch eine Erklärung dafür verlangen, hat den Gelehrten seit Jahrhunderten viel Kopfzerbrechen gemacht, und noch heute sind sie nicht ganz sicher, zu einer befriedigenden Antwort gelangt zu sein. Einer der ersten Geister, die sich bei dem Glauben, daß der Himmel blau wäre, weil er so sein müßte, oder weil ihn Gott so geschaffen hätte, nicht beruhigen wollte, war Leonardo da Vinci; er gelangte zu der Ansicht, daß das Himmelsblau entstehe durch eine Vermischung des weißen, von den oberen Luftschichten widergespiegelten Sonnenlichts mit dem tiefen Dunkel des Weltraums. Später wurde im das Jahre 1675 Newton bei seinen optischen Forschungen auf die Frage hingelenkt. Er sah in seinen bläulichen durchsichtigen Stoffen verschiedene Farben entstehen, die von der Dike des Glases abhängig waren. Bei sehr geringer Dike erschienen sie trotz des auf sie fallenden Lichts schwarz, bei allmählich zunehmender Dike wurden sie blau, dann weiß, gelb, rot usw. Jenes zuerst erscheinende Blau, das auch um den schwarzen Fleck bei Eisenblasen zu beobachten ist, nannte Newton das Blau der ersten Ordnung und vermutete darin dieselbe Farbe, die den wolkenlosen Himmel auszeichnet. Er schloß daraus, daß die Farbe des Himmels entstünde aus der Widerspiegelung des Sonnenlichts an durchsichtigen Körpern solcher Gestalt, daß das zurückgeworfene Licht als Blau erster Ordnung erscheint. Diese Theorie galt lange Zeit als unumstößlich, bis sie im

Jahre 1847 der Physiker Clausius einer strengen mathematischen Prüfung unterwarf und zeigte, daß, falls das Blau des Himmels ein Blau erster Ordnung nach der Newtonschen Erklärung wäre und durch Spiegelung des Lichts an durchsichtigen Körpern zu stande käme, diese Körper dann die Form dünner Platten oder dünnwandiger Hohlkugeln besitzen müßten. Sie könnten nicht feste Tropfen oder Kugeln sein, da alsdann die Gestirne nicht scharf, sondern verschwommen erscheinen müßten. Somit war es bewiesen, daß das Himmelslicht nicht aus der gewöhnlichen Spiegelung des Sonnenlichts aus kleinen in der Luft schwebenden Wassertropfen entstehen konnte. Nunmehr wurde die Lehre Newtons bald gänzlich umgestoßen, indem Bricke 1853 feststellte, daß das Himmelsblau von dem Blau erster Ordnung völlig verschieden wäre. Er zeigte, daß das von einer trüben Flüssigkeit zerstreute Licht blau ist, und der englische Physiker Tyndall führte 1869 den weiteren Nachweis, daß das Licht, wenn die die Erdrüstung veranlassenden Teilchen außerordentlich fein sind, nicht nur ein prächtiges Blau darstellt, sondern auch eine Polarisation aufweist, wie eben auch das Licht des blauen Himmels. Dieses Experiment scheint den Schlüssel zu dem Geheimnis zu enthalten, und Lord Rayleigh ist dann 1890 durch eine genaue Behandlung der Frage zu dem Schluß gelangt, daß etwa ein Drittel der gesamten vom Himmel ausgehenden Lichtmenge zu erklären ist aus der Zerstreung des Sonnenlichts, die durch die in der Luft enthaltenen Teilchen von Sauerstoff und Stickstoff veranlaßt werde, ganz unabhängig von der Gegenwart von Staub, Wasserdampf oder andern Fremdkörpern. Daraus ergibt sich, daß die Farbe des Himmels an einer bestimmten Stelle von deren Abstand von der Sonne unabhängig ist und nur beeinflusst wird von dem Zustande des Luftmeers und der Dike der zwischen dem Auge und dem leeren Weltraum befindlichen Luftschicht. Andererseits können sorgfältige Beobachtungen über die Polarisationsfarbe des Himmelslichts einen Anhalt dazu bieten, die Menge und Größe der in der Luft schwimmenden Staub- oder Wasserteilchen zu bestimmen, und dadurch werden solche Beobachtungen auch zu einem Gegenstand von dauernd wachsender Wichtigkeit für die Witterungskunde. —

Humoristisches.

— Die notleidende Landwirtschaft. Vater: „Du wurdest gestern dabei gesehen, wie Du mit der Magd in den Hocken ginast?“

Der junge Baron: „Ja, Papa, es ist ein Jammer, wie miserabel niedrig das Getreide steht.“ —

— Die Rehrseite. Er: „Um Gottes Willen, Elise! Mich trifft der Schlag!“

Sie: „Was ist denn passiert, Alex?“

Er: Da lies mir: Die preussischen Rückfahrkarten gelten jetzt 45 Tage. Wir hatten bisher immer das Vergnügen, Deine liebe Frau Mama auf 10 Tage bei uns zu sehen — jetzt kann's schön werden!“ —

— Das letzte Mittel. In H. am Redar wird der Schularat zur Inspektion des Gymnasiums erwartet. Der Mathematik-Professor kündigt dies den Schülern der Oberprima an mit den Worten:

„Nacher kommt der Altkhilolog vom Oberschulrat, da rechne mer erst die große Tafel voll, und wenn er dann noch nicht geht, mache' mer noch en chemischen Versuch, der recht stinkt.“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Hermann Hehermans protestiert in einem uns zugegangenen Telegramm gegen die Aufführung seines Schifferdramas „Die Hoffnung auf Segen“ durch das Meßthaler-Ensemble im Neuen Theater. Die Uebersetzung von Heine sei verpöcht und habe nicht seine Autorisation. —

— Heinrich Stobitzers Lustspiel „Liselotti“ wurde bei der Erlaufführung im Dresdener Residenz-Theater beifällig aufgenommen. —

— Mit dem Theater auf dem Monbijouplatz wird es nichts. Es hat sich niemand gefunden, der das nötige Geld hergiebt. —

— Der Komponist Anton Dvorak ist zum Direktor des Prager Konservatoriums ernannt worden. —

— 200 000 M. brachte das Lied „Lost chord“ (Der verklungene Ton) dem englischen Komponisten Sullivan ein. —

— Das Innere der Insel Nowaja Semlja wird in diesem Sommer von einer russischen und einer schwedischen Expedition durchforscht werden. Die Russen beabsichtigen eine genaue Kartierung der Küstenfjorde, während die Schweden interessante Anhaltspunkte über den Einfluß der hochnordischen Zugvögelwanderungen auf die Ausbreitung gewisser Pflanzengruppen in arktischen Gebieten zu gewinnen hoffen. —

— In Finnmarken und in der finnischen Lappmark (Norwegen) sind Goldfunde gemacht worden. Augenblicklich weilt der Chef-Geologe Norwegens, Dr. Neusch, dort und stellt Untersuchungen an. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 14. Juli.